

# Für Haus- und Familie.

Illustrirte Blätter

der

Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise gewidmet.

Mit

Farbendruckbildern.

1864.

Wien.

Druck und Verlag der typographisch-literarisch-artistischen Anstalt

von

L. C. Zamarski & C. Dittmarsch,

Schussergasse Nr. 6.

61910-D.

aus, „mir gehöre die Stadt allein, für Euch sind alle Reichthümer und alle Frauen! Der, welcher zuerst die Wälle ersteigt, erhält als Belohnung die größte Provinz meines Reiches, um sie in meinem Namen zu beherrschen!“

Mitter und Land erzitterten unter dem Donner der Geschütze Tag und Nacht. Als die Sonne den Gluthen des Meeres entstieg, bestieg der griechische Kaiser noch einmal sein Schlachtross, verließ unter Wehklagen seiner Familie die kaiserliche Residenz und fand den Heldentod auf den in Trümmern liegenden Mauern.

Nur wenige Stunden bedurfte es nun, um die Einnahme von Constantinopel zu vollenden, und das Beil zerhug die Thore der St. Sofia, deren Räume von Greisen, Frauen, jungen Mädchen, Mönchen und Nonnen gefüllt waren, deren Vorhöfe, Galerien, Seitencapellen, unterirdische Gewölbe und Tribünen der Bevölkerung einer großen Stadt Raum geben konnten. Die Fahne des weißen Kreuzes war gefallen, und die des Halbmonds erhob sich, ein Schrei durchzitterte die Luft, es war der Schrei des Jammers des christlichen Volkes, das seines häuslichen Herdes, seiner heiligen Religion von barbarischen Horden, die kein Erbarmen kannten, beraubt worden, das Leben verlieren und zu Sklaven gemacht werden sollte.

Sechzigtausend Männer und Frauen jeden Alters wurden gefesselt und paarweise in das türkische Lager getrieben, beschimpft, geschlagen, mit Füßen getreten, und gleich dem Schlachtvieh den Meistbietenden verkauft.

Niemals hatten die Ufer Europa's und Asiens widergehallt von solchem Jammergekrei! Frauen wurden von ihren Männern getrennt, Kinder aus den Armen ihrer Aeltern gerissen, kein Familienband geschont, keines Alters geachtet, Alle ohne Ausnahme in das Innere von Asien geschleppt. — Während ganzer acht Tage wurde in Constantinopel gewürgt, gefengt, geraubt und geplündert — dann hielt Mahomet seinen Einzug in die eroberte Stadt, umgeben von seinen Bezirern, Pascha's und seiner Garde.

Angelangt an dem Hauptthore der St. Sofia stieg er von seinem Rosse und erschlug mit seinem Batagan einen türkischen Soldaten, welcher die Altäre zerstörte. Nach Anderen soll er in die Kirche geritten sein, die mit Leichnamen gefüllt war.

Von St. Sofia begab sich der Sultan in den verödeten Palast der griechischen Kaiser, den er betrat, indem er auf perßisch die Worte ausrief: „Die Spinne webt ihr Netz in dem Palaste der

Kaiser, und die Nachtule stimmt ihr nächtliches Lied auf den Thürmen von Crusjab an!“

Die große Basilika, St. Sofia, von Constantin dem Großen erbaut, ist eins der größten Gebäude, welches der schaffende Geist der christlichen Religion hervorgebracht hat.

Ihr erster Anblick gibt uns Kunde, daß sie das Kind, das Werk eines Zeitalters des Verfalles, eines verderbten Geschmacks gewesen, der eine Masse Steine zu einem Bau vereinte, der weder die Schönheit der griechischen, noch die Erhabenheit der gothischen Architektur besitzt. Ein langer und breiter Säulengang, ähnlich dem der St. Peterskirche in Rom, bildet den Eingang. Außerordentlich große Granit-Säulen in den Mauern und mit denselben verbunden trennen den Vorhof von diesem Säulengang. Ein großes Thor führt in das Innere des Tempels, dessen Räume mit herrlichen Säulen von Porfir, egyptischem Granit und kostbarem Marmor verziert sind. Alle diese Säulen von verschiedenen Größen, Verhältnissen und Ordnungen sind Trümmer aus anderen Tempeln, ohne Symmetrie und Geschmack zusammengestellt, ganz so wie Barbaren einem Gemäuer die Trümmer eines Palastes zur Stütze geben würden.

Kiesenhafte Pfeiler gewöhnlichen Mauerwerks tragen eine Kuppel, hoch wie die der Peterskirche, majestätisch jedoch nicht wie diese. Diese Kuppel war ehemals reich mit Mosaik verziert, schöne Gemälde bildend, aber als Mahomet aus der christlichen Kathedrale einen türkischen Tempel machte, ließ er die vorzüglichen Mosaik-Arbeiten mit Steinmörtel überstreichen, von welchem hin und wieder Stücke herabfielen und so dem Auge zeigten, wie sie früher die Kirche zierten.

Weite Galerien und Tribünen erstrecken sich durch die ganze Basilika, am Beginne der großen Wölbung. Von diesen aus gesehen, bietet das Gebäude dem Auge einen schönen, erhabenen aber auch düstern Anblick. Groß, schmucklos, düster, mit seiner hohen Kuppel, mit seinen bräunlichen Säulen, gleicht es dem Innern eines colossalen Mausoleums, das dem Herrscher eines Reiches als Ruhestätte erbaut, aber dessen Asche durch die Hand eines Nuchlosen den Winden preisgegeben wurde. Ein Gefühl der Angst beschleicht uns, hier herrscht ein grauenvolles Schweigen, das jedoch beredt uns zuruft: Vergänglich sind die Werke der Menschen, seine größten, erhabensten Ideen, verkörpert durch das was er schafft, verfallen dem Schwerte, anderen Ideen, der Vergänglichkeit, und nur die Werke des großen Schöpfers bleiben unverändert!

## Nashorn und Nilpferd.

(Hierzu die Bilder-Beilage in Farbendruck.)

Die lebendigen Bilderbücher: die großen Thiergärten der europäischen Hauptstädte, namentlich jene von Paris, London, Hamburg, Wien, Amsterdam, Brüssel u. A. haben die gedruckten und gemalten beinahe verdrängt; denn das Lebende und Gegenwärtige, welches unmittelbar an uns herantritt, sich mit uns in Beziehung setzt, wird immerhin die trockene Theorie und den toten Buchstaben besiegen. Die neue Generation hat sozusagen spielend und prome-nierend eine Art Vertrautheit mit Thier und Pflanze erworben, welche unseren Vorfahren nur spärlich und mühsam zuflöß. Besonders sind die Thiergärten und Acclimations-Anstalten mit ihren Teichen und Aquarien wahre Hochschulen und Akademien für praktische Naturgeschichte.

Die Bücher haben nur die nothdürftigsten Commentare zu dem schönen Texte der Wirklichkeit zu liefern und selbst die Wissenschaft, welche nun auf der breiteren Basis tieferer Voraussetzungen bauen darf, kann sich ungestörter neuen Forschungen und Parallelen hingeben, welche alle den Kreis der Entdeckungsfahrten nach dem Scheinlich der Schöpfung abrunden helfen — denn sie wird nunmehr in weiteren Gemeinden gehört und verstanden.

So hat ein englischer Humorist der neuesten Zeit die Idee eines gelehrten Zeitgenossen: die Entwicklung der Thier-Racen bis zum Menschengebilde nachzuweisen, auf eine ebenso geistvolle als launige

Weise illustriert. So entwickelt er an einer Reihe köstlicher Bilder voll Liefssinn und echtem Humor: den Bucherer aus dem Haifisch, den Dummkopf aus dem Schafe, den Cultur-Barbaren aus dem Bulldog, die Kofette aus der Gans, den Heuchler aus dem Fuchs, den Finsterling aus der Fledermaus u. s. w. Wir möchten diesem sarkastischen Schelm zwei dankbare Objecte anempfehlen, die ihm bis jetzt entgangen sind:

Das Nashorn — den Nilpferd, und das Nilpferd — den Faulenzer. Im Londoner Thiergarten findet man derzeit von beiden so seltenen Species wolausgewachsene Pracht-Exemplare.

Treten wir vor jenes Gitter. Ueber demselben steht auf einer Tafel: *Rhinoceros indicus*. Ein Blockhaus, ein weiter Hofraum, ein geräumiger Teich sind seine Wohnung. Plump, die Haut nackt, sehr dick und so stark, daß eine Bleikugel nicht leicht durchschlägt, außer am Bauch — so glöht es träge aus dem Wasser. Auf der Schnauze stehen 1 — 2 Hörner. Die Eckzähne fehlen, dagegen hat es sieben starke Backenzähne, die Füße sind dick mit drei nach vorne gerichteten Hufen.

Nun schreitet es über den Hofraum. Wie störrig, dumm, schwerfällig humpelt das große Thier einher! Wir denken bei seinem Anblick an die uns nur aus Abbildungen und Knochenresten bekannten, vorfindstulichen Ungeheuer, die Saurier und Mastodonten.

Der Wärter geht ungeschert hart an ihm vorüber, denn das große Thier ist friedlich, weil feige und furchtsam; ungerührt geht es dem Menschen aus dem Wege und hat kein Gedächtniß für seinen Wohlthäter. Man sieht ihm an: es grämt sich nicht über seine Gefangenschaft, denn die Freiheit ist ihm gleichgültig, so lange es zu freffen hat.

Es wird gezähmt, ist aber völlig ungeschick und wird niemals, wie der Elefant, ein Hausgenosse. Das Fleisch wird gegessen und seine Haut zu Schilden gebraucht, aus dem Horn dreht man Trinkbecher. Indien, Africa und Sumatra sind seine Heimat — aber Heimweh ist ihm fremd — es ist ungesellig und pietätlos — kurz ein Filister und sein Name selbst ist bei uns Culturgeschöpfen: ein Schimpfwort!

Sein nächster Verwandter an Leib und Seele ist das ihm benachbarte Nilpferd. Wenige Schritte bringen uns zu dem Gitter mit der Ueberschrift: Hippopotamus amphibius.

Ein melancholisches Monstrum; ist es gemüthskrank, weil sein Bruder in Paris unlängst gestorben?

Wie unförmlich, wie dorb und schlapp! Die Haut nackt, braun schmutzig, die Füße mit 4 in eine Reihe gestellten Beinen; der Kopf lächerlich groß, die flechte Schnauze breit, angeschwollen, gefräßig. Die Beine dick und kurz, so daß der Bauch fast den Boden berührt. Das weite Maul hat oben und unten 4 Vorderzähne, sehr große Eckzähne, wie Harpunen, welche jedoch von den Lippen bedeckt werden, und außerdem noch 6-7 Backenzähne in einer Kiefer — eine wahre Zermalmstube!

Es liegt fast immer untertags in einem großen mit Schilf bewachsenen Teich — wenn es den Hof oder das Blodhaus beschreitet, so glaubt man ein kleines Flözgebirge wandeln einher.

Der Schwanz ist kurz, Augen und Ohren klein, dummdreißig und ausdruckslos — denn auch das Ohr der Thiere und Menschen hat seine Charakteristik.

Das Beest wird 11 — 12' lang und über 20 Centner schwer, versteht aber trotzdem sehr gewandt zu schwimmen und zu tauchen.

Weis- und Getreidfelder sind seine Culturbeute, sie zu zertreten und auszustreifen macht ihm ein cannibalisches Vergnügen, — welches zu genießen der Unhold aber nur bei Nacht den Kojafemuth hat.

Er ist friedfertig aus Fanatismus für die Bequemlichkeit, stupid aus unverträglicher Selbstsucht und gedankenlosem Müßiggang und tapfer aus blinder Wuth.

Seine Haut ist ebenfalls fugefest wie die Brust eines Plutokraten, gibt aber gutes Leder, was man von jenem nicht sagen kann — auch soll das Fleisch des Letzteren nicht so genießbar sein wie das unseres Anfibiums, dessen großen Eckzähne überdies das schönste Elfenbein geben.

Beide Thiere, Nashorn und Nilpferd, erinnern lebhaft an einen alten Spruch, der da lautet — nach Luther:

„Qui non habet in nummis, („wer kein Geld hat“)

Dem nupt es nichts, wenn er auch trumm is

und:

Qui habet in nummis („wer ja Geld hat“)

Dem schadet's nichts, wenn er auch dumm is.“

## Der nordamericanische Bürgerkrieg.

Es ist nicht so lange her, daß die „Vereinigten Staaten von Nordamerica“ als jenes Utopien betrachtet wurden, das alles leistet, was Menschenwunsch heißt. Keine Klage über irgendeine europäische Regierung wurde laut, welche nicht auf den americanischen Musterstaat hinwies, kein Völkerglück wurde gepriesen, dem man nicht das unerreichbare Ideal der Union vorhielt. Zu dieser Ueberschätzung gesellte sich eine ebenso ungegründete Besorgniß vor der Zukunft. „Der junge lebenskräftige Baum,“ sagte man sich, „wird bald die altersmüde innerlich modernende Eiche des heimischen Bodens überragen. Die Entscheidung in den wichtigsten politischen Fragen wird künftig von jenseits des Oceans kommen, Rußland und Nordamerica gehört von nun an die Welt.“ Derlei Aeußerungen gehört zu haben, werden sich wol noch die meisten unserer verehrten Leser entsinnen — und was ist aus „der besten aller Republiken“ geworden? — Ein Staatenungethüm, das seiner selbst nicht mehr Herr ist, ein mixtum compositum, das sich zur Decomposition hinneigt, ein Aggregat von Völkern und Ländern, das auf keinen Fall die Vorzüge der ursprünglichen Race repräsentirt, kurz ein anomales Staatenproduct, das allem, nur keiner Vorstellung eines Utopien entspricht. — Wem nicht die Augen über wirklichen Werth oder Unwerth der Vereinigten Staaten längst aufgegangen, dem mußte sie der gegenwärtig wüthende Bürgerkrieg öffnen.

Welche Unfähigkeit der leitenden Staatsmänner, welcher Mangel an Talent in militärischer Beziehung! Welche Corruption! Welches Protectionswesen! Welche colossale Verschwendung von Staatsgeldern! Welche Bestialität und Mangel an Patriotismus — man erinnere sich der revolutionären Gräuelszenen von Newyork — im Volk! Es fehlt an den Grundelementen zu einer tüchtigen Kriegführung. Was geschieht? Stellt man vielleicht die bewährtesten Officiere, die talentvollsten Generale an die Spitze der Armee? Keine Rede, und wenn der ganze Norden von den Conföderirten überhütet werden sollte — die Schlachtenverlierer Hallek und Johnson müssen dem Heere erhalten bleiben.

Das Mißverhältniß zwischen dem Süden und Norden ist zwar so groß, daß man es für unmöglich gehalten hatte, daß sich die SeceSSIONisten auch nur Jahr und Tag behaupten könnten — und

dennoch ist die nördliche Union heute nach zwei Jahren und unendlichem Blutvergießen nicht viel weiter als im Beginn des Kampfes. Ja, besäße der Süden noch die tüchtigen Feldherren, welche den ersten Feldzug eröffneten, hätte nicht Jefferson Davis dieselben Schwächen wie Sir Lincoln, es sähe für den Norden noch viel trauriger aus. Seit aber „Bragg“ der Liebling Jefferson's geworden ist und seinerseits ebenso viele Mißgriffe begeht als Hallek oder Maclelan, ist das Gleichgewicht einigermaßen hergestellt. Der Süden wird und muß endlich unterliegen; daß sich aber der Kampf so lange hinziehen konnte, das beweist nur die völlige und gränzenlose Corruption der nördlichen Union: daß sich ferner jene Männer, welche nie aufhörten, mit den Selavenhaltern zu cofettiren, in ihrer Stellung bis auf den Tag behaupten konnten, zeigt mehr als selbst die Vorfälle in Newyork, was man von dem Republikanismus der Bankers zu halten hat. Der Krieg, an sich ein schweres Uebel, wird zwischen den beiden Fractionen der Union mit einer Grausamkeit und Wildheit geführt, die unsere Fantasie in die Nacht längst verfloßener Jahrhunderte allgemeiner Barbarei zurück versetzen. Alle von dem internationalen Recht längst verworfenen Mittel werden zur gegenseitigen Schädigung in Anwendung gebracht. Plünderung, Mord und Brandlegung sind an der Tagesordnung, die Flagge des Parlamentärs findet keine Beachtung, Spital und Kirche keine Schonung, selbst der Wehrlosigkeit spottet die Wuth der Parteilidenschaft. Der Bluthund, welcher ehemals zur Jagd entlaufener Selaven benützt wurde, muß nun auf die freie männliche Bevölkerung fahnden, um die Reihen des Heeres vollzählig zu erhalten. Was sonst traurige Ausnahmen bildete — die furchtbare Unjustiz ist an die Stelle ordentlicher Gerichtshöfe getreten.

Es liegt in der menschlichen Natur und ist nicht die schlimmste Eigenschaft derselben, daß man stets für den schwächeren aber furchtlos ringenden Theil Mitgefühl empfindet; die Kopflosigkeit der Unionsregierung, die schändliche Corruption, welche sich im Cabinet Lincoln's breit macht, die elende Heerführung, welche die besten Soldaten nicht zur Schlacht, sondern zur Schlachtbank treibt, hat es dahin gebracht, daß selbst die Todfeinde aller Selaberei sich nicht aller Sympathie für den Süden erwehren können.





Das Flusspferd.



von L. C. Zamarski & C. Dittmarsch

Typografischer Farbendruck

Das Nashorn.